

Wolfgang Huber

Predigt in St. Matthäus, Berlin

am Pfingstsonntag, 4. Juni 2017, 18:00 Uhr

I.

Wie schade, dass diese Predigtreihe schon zu Ende geht! Weckt doch bereits ihr Titel den Wunsch nach Fortsetzung. Blickwechsel – Welch ein ansprechendes, beziehungsreiches Wort! Mancherlei kann damit gemeint sein. Ich denke zunächst an die Blicke, die ich mit anderen Menschen wechsele. Je vertrauter sie mir sind, desto kürzer kann der Blickwechsel sein – und ich weiß schon, worum es geht. Wenn ich bei einer Abendveranstaltung gegen 23 Uhr einen Blick mit meiner Frau wechsele, weiß ich, was die Stunde geschlagen hat; wenn ich mich beim Blick zurück sehr anstrenge, gibt sie vielleicht eine Viertelstunde zu. Wie gern hätte ich heute Abend mit Kardinal Lehmann Blicke gewechselt; wie sehr bedaure ich, dass er nicht hier sein kann. Über viele Jahre haben wir miteinander persönlich und öffentlich über die ökumenische Lage gesprochen, zuletzt vor wenigen Wochen in Bochum. Und manchmal genügte ein Blick, um zu ahnen, was der andere dachte. Durch solche Blickwechsel entsteht ökumenische Freundschaft.

Schauen wir uns in diesem Kirchenraum um, tritt uns eine andere Weise von Blickwechsel entgegen. Scapegoating: ich schaue einen anderen an und mache ihn zum Sündenbock. Je durchdringender mein Blick, desto schwerer kann der andere sich wehren. Gilbert & George diagnostizieren diesen Mechanismus nicht nur, sie setzen sich selbst solchen Blicken aus. Manche von uns haben solche Blicke schon erlebt, abschätzig, kalt, verletzend. Wer kennt solche Blickwechsel nicht aus der Erziehung? Wem sind sie nicht aus der Begegnung mit Fremden vertraut? Der herablassende Blick, dem der andere am liebsten durch einen Wechsel auf die andere Straßenseite ausweicht. Der Blick ins Leere, mit dem man einem Menschen

bedeutet, er sei lästig und solle nicht so aufdringlich sein. Der zweifelnde Blick, der nicht weiß, wie man begründete Furcht von Vorverurteilung unterscheidet. Blicke dieser Art nehmen zu, aus nachvollziehbarem Grund. Mit dem Terror kommt das Misstrauen – auch in unsere Blicke.

Doch es gibt nicht nur den Blickwechsel der schnellen Verständigung, nicht nur den Blickwechsel des Scapegoating, es gibt auch den Blickwechsel der neuen Einsicht. Manchmal gelingt es, mit einem neuen Blick auf Vertrautes zu schauen, einen anderen mit neuen Augen zu sehen. Manchmal vermögen wir unsere Sichtweise zu ändern, hinter die Fassade zu blicken.

Dafür reicht es nicht, genauer hinzuschauen. Dafür braucht es einen neuen Geist. Ja sogar ein neues Herz. Da ist mehr erforderlich als ein Blickwechsel. Da geht es um einen Herzwechsel.

II.

Vor genau fünfzig Jahren, im Jahr 1967, führte der südafrikanische Arzt Christiaan Barnard in Kapstadt die erste Herztransplantation durch. Doch ein neues Herz war es nicht, das er seinem Patienten einpflanzte. Es war schon gebraucht; und der erste Empfänger eines transplantierten Herzens überlebte die Operation nur um 18 Tage. Doch inzwischen wurden viele Menschen dadurch vor einem unaufhaltsam erscheinenden Tod bewahrt und hatten noch eine gute Wegstrecke ihres Lebens vor sich. Der Herzwechsel ist inzwischen in den Bereich des Vorstellbaren getreten, ja er findet statt.

Für den Propheten Ezechiel war dies dagegen ein kühnes, weit über die Wirklichkeit hinausweisendes Bild. Es war ihm sehr wichtig, immer wieder greift er auf dieses Bild zurück. Die außerordentlichen Umstände seiner Prophetie werden dazu beigetragen haben. Noch als junger Mann gehörte er zu den Israeliten, die im Jahr 597 vor Christi Geburt von Jerusalem nach Babylon verschleppt wurden, nachdem Nebukadnezar II. Palästina erobert und seinem Riesenreich einverleibt hatte, das von der Heimat der Judäer bis an den Persischen Golf reichte. Zu Fuß, so heißt es, mussten die

Angehörigen der Jerusalemer Oberschicht in die Gegend des heutigen Bagdad ziehen, das war eine unglaubliche Strecke von 1.250 Kilometern. Einen Weg im Nahen und Mittleren Osten legten sie zurück, der später zur Ursprungsregion des christlichen Glaubens gehören sollte. Damals war es ein Leidensweg, heute ist er es auch. Jahrhunderte lebten Christen inmitten einer schon lange islamisch geprägten Kultur nur als geduldete Minderheit. Doch nun werden in dieser Region, besonders schlimm in Syrien und im Irak, Christen vertrieben, in die Flucht geschlagen, ums Leben gebracht. Unter den Augen der Weltöffentlichkeit findet das statt; doch der nötige Aufschrei bleibt aus. Müssen wir nicht endlich deutlicher werden?

Auch heute ist es ein Weg des Leidens, den der aus der Heimat vertriebene Ezechiel vor 2600 Jahren in die Fremde wandern musste. Am Ende dieses Wegs angekommen, wurde er, gerade dreißig Jahre alt, zum Propheten berufen. Er deutete den Verschleppten die Zeichen der Zeit. Israel hat sich von Gott abgewandt und dadurch Gottes Zorn auf sich gezogen. Es soll umkehren und sich wieder zu dem einen Gott bekennen. Während Ezechiel sich auf diese Bußpredigt konzentriert, stirbt seine Frau. Und von Jerusalem kommt die Nachricht, dass ein Aufstand gegen die Herrschaft Nebukadnezars zerschlagen und mit der Zerstörung der Stadt beantwortet wurde. Sogar der Tempel, Israels Heiligtum, liegt nun in Trümmern. Die Hoffnung, auf die sich die Sehnsucht der Deportierten richtete, ist nur noch Schutt und Asche. In dieser Lage wandelt sich Ezechiels Prophetie. Angesichts von Nachrichten, in denen andere nur Anlass zu Verzweiflung und Kleinmut sehen, wendet sich seine Botschaft vom Unheil zum Heil, vom Gericht zur Verheißung, vom Zorn zur Gnade. Die Vision eines neuen Tempels in Jerusalem tritt in das Zentrum seiner Prophetie.

Doch die äußere Erneuerung des Tempels ist nicht das Entscheidende. Auf eine innere Erneuerung kommt es an, auf eine Erneuerung, die kein Mensch allein bewerkstelligen kann. Wegen dieser Konzentration auf die

innere Erneuerung des Menschen spricht die Prophetie des Ezechiel über zweieinhalb Jahrtausende zu uns, in dem sie als Gottes Wort verkündet: *Ich will euch ein neues Herz und einen neuen Geist in euch geben und will das steinerne Herz aus eurem Fleisch wegnehmen und euch ein fleischartiges Herz geben. Ich will meinen Geist in euch geben und will solche Leute aus euch machen, die in meinen Geboten wandeln und meine Rechte halten und danach tun.*

Im biblischen Verständnis ist das Herz weit mehr als nur das Organ, das den Blutkreislauf im menschlichen Körper aufrecht erhält. Es ist auch weit mehr als der vermeintliche Sitz des menschlichen Gefühls, der Empathie, der Zuwendung zum anderen. Das Herz ist die Mitte des Menschen, der Kern der Person, der Ort, an dem sich die Orientierung seines Lebens entscheidet. Ein Mangel an Herz steht nicht nur für Gefühlskälte, sondern ebenso für Gedankenlosigkeit und Unvernunft. Ein Herz aus Stein lässt sich nicht erweichen, sondern ist in seiner Unvernunft erstarrt. Nur ein Herzwechsel kann helfen. Nur dann tritt eine Wende zum Guten, zum Neuen, zum Vernünftigen ein: ein Herz aus Fleisch, ein lebendiges, bewegliches Herz ist für Gott und den Mitmenschen ebenso offen wie für die Wirklichkeit der Welt. Es hat Raum für den neuen Geist, der in die Zukunft weist.

III.

Das Bild vom lebendigen Herzen aus Fleisch als Ort für den neuen Geist spricht über die Prophetie Ezechiels hinaus. Der Apostel Paulus knüpft daran an, wenn er darüber klagt, dass in unserem Fleisch nichts Gutes wohnt – *Wollen habe ich wohl, aber das Gute vollbringen kann ich nicht. Denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich* – und auf den Geist Gottes hofft, der allein den nötigen Neubeginn bewirkt: *Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.*

Die kühne Bildsprache, die das Herz aus Stein und das lebendige, fleischartige Herz gegeneinander stellt, hat auch Dichter immer wieder

beschäftigt. E.T.A. Hoffmann hat diese Sprache in seiner Erzählung „Das steinerne Herz“ verwendet, in der ein verbissener Hofrat erst wieder innerlich lebendig wird, als er Gefühlen von Liebe und Zuneigung Raum gibt, die lange verschüttet waren. Wilhelm Hauff greift dasselbe Bild in dem Märchen „Das kalte Herz“ auf, in dem Peter sein Herz für Geld verkauft. Das Herz aus Stein, das ihm nur bleibt, nimmt keinen Anteil an anderen. Er erschlägt seine Frau, weil sie einem alten Mann Wasser anbietet. Erst die zerstörte Liebe bringt auf den Weg der Umkehr: Er bekommt sein Herz zurück und seine Frau das Leben.

Ich erinnere mich gut, wie die Verheißung, dass Gottes Geist Neues wirkt, für mich selbst im Bild des Wechsels vom steinernen Herzen zu einem Herzen aus Fleisch und Blut Gestalt und Orientierungskraft gewann. Es war, als ich mich vor mehr als 23 Jahren auf die Übernahme des Bischofsamts in unserer Kirche vorbereitete. Das war eine der seltenen Gelegenheiten, bei denen man als Prediger auf der Suche nach einem Predigttext ist. Denn für die Antrittspredigt als Bischof gibt es keine agendarische Vorgabe. Noch gut erinnere ich mich an die Ratlosigkeit, in die mich diese ungewohnte Situation stürzte – bis mir das starke Bild vom Herzwechsel vor Augen trat. So hielt ich meine erste Predigt als Bischof über dieses prophetische Wort. Das Bild vom Herzwechsel half mir über die Verzagtheit hinweg, die ich selbst angesichts der Aufgabe empfand, vor der ich stand. Gegen diese eigene Verzagtheit predigte ich an und bezeichnete das Herz aus Fleisch und Blut, in dem Gottes Geist Platz findet, als ein Hoffnungsherz, erneuert durch Gottes lebensschaffendes Wort. Ich sagte damals: „Die Erneuerung unseres Lebens bewirken wir nicht selbst; sie kommt auf uns zu. Sie bricht in uns hinein wie ein vorbeifegender Wind, wie ein erregter Atem, wie göttlicher Geist. Neuschöpfung vollzieht sich von innen nach außen. Unsere Vergangenheit erscheint in einem neuen Licht. Schuld muss nicht mehr verdrängt oder verschwiegen werden. Wir können uns der eigenen Geschichte stellen. Denn auf die Gnade Gottes sind wir alle angewiesen; keiner rechtfertigt sich selbst.“

Aber auch unsere Zukunft erscheint in einem neuen Licht. Fehler brauchen nicht zwanghaft wiederholt zu werden; ein neues Handeln ist möglich. ... Wer von der Last der Vergangenheit frei wird, kann für die Zukunft des Lebens kämpfen.“

IV.

Ich habe seitdem nicht immer und unausgesetzt an dieses Bild von Ezechiel gedacht. Umso größer war die freudige Überraschung, dass es ausgerechnet für dieses Jahr, für das Jahr des Reformationsjubiläums, zur Jahreslosung bestimmt wurde: *Gott spricht: Ich schenke euch ein neues Herz und lege einen neuen Geist in euch.* Ein Reformationsjubiläum erscheint in einem besonderen Licht, wenn das bestimmende biblische Wort von einer Veränderung spricht, die wir nicht selbst machen und herstellen können. Die entscheidende Frage heißt dann nicht, wie wir nun endlich unsere Kirche reformieren, sondern wie wir die Reformation wahrnehmen, die an uns geschieht, wenn wir nichts anderes tun, als zu hören, die Lebendigkeit des uns geschenkten Herzens zu spüren, den Geist Gottes wehen zu lassen, wann und wo er will. Die Reformation entstand ja nicht durch das, was Martin Luther und die anderen Reformatoren taten, sondern worauf sie hörten: „Der Gerechte soll aus Glauben leben.“ Ich möchte das gern eine Reformation des Indikativs nennen, eine Reformation der Zusage: „Dein Glaube hat dir geholfen.“ Die Kraft für das, was wir tun können, entsteht aus der Dankbarkeit für das, was wir empfangen.

Einen solchen Geist erhoffe ich auch für die nächsten Schritte im ökumenischen Miteinander unserer Kirchen. Ich werbe deshalb für eine Ökumene des Indikativs, eine Ökumene der Dankbarkeit, eine Ökumene der Freundschaft und des wechselseitigen Respekts. Ich bin der Ökumene des Noch-nicht überdrüssig und halte mich lieber an das, was uns gegeben ist: „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe.“ Ich freue mich über die Gelegenheiten, bei denen wir uns in ökumenischer Gemeinschaft zu dem einen Herrn und

Heiland Jesus Christus bekennen, wie ich es gerade in diesem Jubiläumsjahr an vielen Orten und in vielen Weltgegenden selbst erlebe. Ich bin dankbar dafür, dass wir zu dem Bekenntnis zur Rechtfertigung allein aus Gnade einen gemeinsamen Zugang gefunden haben, wie er in der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre im Jahr 1999 feierlich bekräftigt wurde. Gott sei Dank haben wir die Taufe als ökumenisches Grundsakrament entdeckt und dies im Jahr 2007 durch die Magdeburger Erklärung über die wechselseitige Anerkennung der Taufe feierlich bekräftigt. Ich bin glücklich über die Gemeinschaften und Kommunitäten, die Gemeinden und ökumenischen Familien, die schon heute leben, was auch die Kirchen insgesamt immer stärker bestimmen wird: eine Einheit, die nicht in Uniformität, sondern in der gelebten Gemeinschaft der Verschiedenen ihren Ausdruck findet. Ich vertraue darauf, dass die Vielfalt in unseren Kirchen und zwischen ihnen in Zukunft nicht mehr als Bedrohung angesehen, sondern als Reichtum gewürdigt wird, weil wir der Einheit gewiss sind, die uns anvertraut ist: ein Herr, ein Glaube, eine Taufe. Wenn wir das dankbar bekennen, wachsen vielleicht auch unserer ökumenischen Ungeduld neue Flügel. Solche Zuversicht wird es leichter machen, bis zum Dritten Ökumenischen Kirchentag, der 2021 in Frankfurt stattfinden soll, Wege wechselseitiger eucharistischer Gastbereitschaft zu finden. Was auf den ersten ökumenischen Kirchentag in Berlin 2003 noch einen Schatten warf, soll das nächste Ereignis dieser Art nicht noch einmal verdunkeln. Aber diesem Ziel dienen wir eher mit einem Herzen voll dankbarer Hoffnung als mit einer Haltung, die nur bejammert, was noch fehlt, und darüber vergisst, was uns schon längst anvertraut ist.

Karl Lehmann, mit dem ich heute so gern Blicke gewechselt und ökumenische Einsichten ausgetauscht hätte, pflegt unseren gemeinsamen Glauben als ein „verwandertes Denken“ zu bezeichnen, als eine „Überzeugung von innen her“. Er spricht von der „Verwurzelung des Glaubens in Vernunft und Willen, eben in unseren Herzen.“ Und er fügt hinzu:

„Wir müssen freilich zu einem solchen Glauben immer wieder aufbrechen und umkehren, müssen die falschen Sicherheiten lassen und uns von Gott verwandeln lassen.“ Auf diesem Weg vertrauen wir auf das, was Gott uns gibt: einen neuen Geist in einem durch ihn erneuerten Herzen, einen Geist dankbarer Zuversicht.